



Andreas Knapp

Spirituell leben in einer säkularisierten Welt

Vortrag im Rahmen des 1. Basler Forums für Grenzgänger
16. Juni 2012

Abstract

Wie kann ein spirituelles Leben inmitten einer säkularisierten Welt aussehen? Die Gemeinschaft der „Kleinen Brüder vom Evangelium“ versucht, die Spiritualität von „Nazaret“ zu leben: In Jesus Christus hat Gott das Leben eines einfachen Handwerkers in einem unscheinbaren Dorf gewählt. Leben und Botschaft des Jesus von Nazaret ist von dieser seiner Herkunft geprägt. Eine nazarenische Spiritualität sucht die Nähe Gottes im ganz normalen Alltag und besonders bei den Menschen, die nach den Massstäben unserer Gesellschaft nicht viel gelten. Vor fast 7 Jahren wurde eine Niederlassung der „Kleinen Brüder vom Evangelium“ in Leipzig gegründet. Im Osten Deutschlands ist die Säkularisierung extrem weit fortgeschritten und stellt Fragen an das Profil einer christlichen Präsenz. Dazu gehört auch die Herausforderung, religiöse Erfahrungen sprachlich zu vermitteln.

Andreas Knapp ist katholischer Priester und promovierter Theologe. Im Jahr 2000 trat er in die Ordensgemeinschaft der «Kleinen Brüder vom Evangelium» ein und arbeitet seitdem als Hilfsarbeiter, Joghurtverkäufer und Packer am Fliessband. Die Spiritualität seiner Gemeinschaft betont die Gegenwart Gottes im Alltäglichen.

Inhalt

1. Ein säkularisiertes Lebensumfeld	1
2. Warum sind wir nach Leipzig gegangen?	3
3. Theologie von Nazaret	6
4. Die Heiligung des Profanen	9
5. Gott im Alltag finden	11



1. Ein säkularisiertes Lebensumfeld

Ich möchte zu Beginn ein wenig von meinem Leben in einem säkularen Umfeld erzählen und dann versuchen, ein paar Impulse zu geben, wie wir als Christinnen und Christen in einer immer säkularer geprägten Gesellschaft spirituell leben können.

Ich selbst wohne und arbeite seit gut 6 Jahren in einem extrem säkular geprägten Umfeld. Ich bin Mitglied der Ordensgemeinschaft „Kleine Brüder vom Evangelium“ und wir leben zu viert in Leipzig. Obwohl mit drei Deutschen, doch ziemlich international besetzt. Gotthard ist nämlich ein Bayer, Michael ein Ossi und zwar noch ein gelernter DDR-Bürger und ich ein waschechter Wessi. Der vierte im Bunde, Gianluca, ist Italiener. Als wir im Jahr 2004 mit dem Zug durch den Osten Deutschlands fuhren, um eine Stadt für eine Neugründung unserer Ordensgemeinschaft zu suchen, war Leipzig schon bei der Vorrunde Favorit. Denn diese Stadt ist sehr säkularisiert. Die evangelische, vor allem aber die katholische Kirche befindet sich in einer extremen Minderheitssituation. Die grosse Mehrheit der Bevölkerung glaubt, wie der Sachse sagt, „einfach nüscht“.

Wir wohnen am Stadtrand. Die Vorliebe unserer Gemeinschaft ist die Peripherie. Geografisch bedeutet das meist Stadtrand oder Milieus, in denen Menschen an den Rand gedrängt werden. In einem Stadtführer von Leipzig kann man lesen: Wer es morbid und marode will, der gehe nach Grünau.

Das ist üble Nachrede. Es stimmt zwar, dass Grünau eine sterbende Stadt ist. Zur Zeit der DDR war sie die zweitgrösste Plattenbausiedlung der DDR, auf die grüne Wiese gebaut. Der Name „Grünau“ erinnert daran. Seit der Wende leidet unser Wohnviertel an Bevölkerungsschwund. Von 96.000 Einwohnern zur Zeit der Wende sind noch 46.000 übrig. 50.000 Leute sind weggezogen. Viele der grossen Blocks wurden abgerissen.

Ein konfessionskundliches Institut führte vor Jahren am Leipziger Hauptbahnhof eine Umfrage durch: Sind Sie evangelisch oder katholisch. Und die meisten Leute reagierten: – Ich bin normal! In einem grossen Einkaufcenter wird jedes Jahr zur Weihnachtszeit eine künstliche Schneelandschaft aufgebaut, mit Rentieren und Frau Holle. Vor ein paar Jahren trat eine christliche Gruppe dort auf und sang fromme Weihnachtslieder. Worauf sich die Leute beschwerten: Jetzt wollen sich die Christen auch noch Weihnachten unter den Nagel reissen!

Ein paar Zahlen: In weniger als 2 Generationen hat sich die Zahl der Konfessionslosen von 6 % (1946) auf über 60 % (1990) verzehnfacht. Heute sind weit über 90 % der Jugendlichen ohne Konfessionszugehörigkeit.

Westeuropa ist nach Kennzeichnung des Religionssoziologen Peter Berger ein kirchliches



Katastrophengebiet. Und das Epi-Zentrum liegt in Ostdeutschland. Nicht von ungefähr gilt Leipzig als „Hauptstadt des deutschen Atheismus“.

Der Philosoph Berdjajew hatte den Menschen noch als „unheilbar religiös“ charakterisiert und ich habe in der Theologie noch von der „anima naturaliter christiana“ gehört: Die menschliche Seele sei von Natur aus religiös, ja sogar christlich. Aber davon ist in Ostdeutschland nicht viel zu spüren. In Leipzig ist die grosse Bevölkerungsmehrheit nicht mehr religiös. Dieser neue Mensch könnte daher als „Homo areligiosus Leipzigensis“ bezeichnet werden.

Nach dem Fall der Mauer kamen viele Gruppen und Sekten nach Leipzig, um den Menschen dort wieder Religion zu bringen. Man dachte, dass die Leute religiös ausgehungert seien und daher sich auf alles Religiöse geradezu stürzen würden. Aber diese Missionare sind dann unverrichteter Dinge wieder abgezogen. Der „homo areligiosus Leipzigensis“ ist religions-resistent. Auf seinem geistigen Briefkasten befindet sich ein Aufkleber: Bitte keine Werbung einwerfen. Für viele meiner Arbeitskollegen oder Bekannte in Leipzig ist Religion ein Ladenhüter, der vielleicht bald verschwinden wird.

Wie kam es dazu? Manche meinen, das sei ein Werk der Kommunisten. Aber das stimmt nur zum Teil. Mitteldeutschland und z.B. Leipzig waren schon lange vor 1945 sehr säkularisiert. Um nur ein Beispiel zu nennen: Die „Jugendweihe“ ist keine Erfindung der SED, sondern wurde von sogenannten humanistischen Vereinen schon im 19. Jahrhundert eingeführt, zunächst unter dem Namen „Konfirmations-Ersatzfeier“. Also ein Ersatz für eine religiöse Feier, weil man eben nicht mehr religiös war.

Die Säkularisierung ist ein hoch komplexes Phänomen. Da spielt etwa die immer grössere Beherrschbarkeit der Natur eine Rolle. Man braucht die Hypothese „Gott“ nicht mehr, um die Phänomene der Welt zu erklären. Einen wesentlichen Beitrag an der Säkularisierung hat auch der moderne Individualismus. Der soziale Zwang für die Religion fällt weg.

Diese und viele andere Faktoren führten zur Säkularisierung, die sich in Westeuropa in den letzten Jahren rapide beschleunigt hat. Viele Zeitgenossen kommen ohne Gottesglaube und ohne religiöse Bindung aus. Wie positionieren wir als Christinnen und Christen uns in einer zunehmend säkularen Welt? Die Ordensgemeinschaft, der ich angehöre, hat eine Vorliebe für Milieus, die vom Christentum oder vom Gottesglauben weit entfernt sind.



2. Warum sind wir nach Leipzig gegangen?

Ein paar Worte zu Charles de Foucauld, auf dessen Lebensidee unsere Gemeinschaft zurückgeht. Charles war in einer adeligen Familie in Strassburg 1858 geboren worden. Als Jugendlicher verlor er seinen Glauben; er wurde Offizier und Abenteurer in der Sahara und fand durch die Begegnung mit dem Islam zu Gott und schliesslich zu Jesus von Nazaret. Was ihn fasziniert hat, war: Gott hat sich klein gemacht. Er hat das Leben eines gewöhnlichen Arbeiters gewählt. Liebe sucht die Nähe des Geliebten.

Charles de Foucauld will nach seiner Bekehrung nicht nur Jesus *von* Nazaret nachfolgen, sondern auch *in* Nazaret. Es gehört zu den grossen spirituellen Entdeckungen von Bruder Karl, dass Gott sich in Jesus von Nazaret klein und unscheinbar gemacht hat. Diesen Weg will Charles nachahmen, zunächst ganz wörtlich und konkret: Er geht nach Nazaret und freut sich, als Hausknecht eines Klarissenklosters seinem geliebten Herrn geografisch und im Lebensstil so nahe zu sein. Später wird ihm deutlich, dass „Nazaret“ auch an anderen Orten gelebt werden kann. Zu diesem Stil von Nazaret gehören die einfache Arbeit, das Leben unter den Armen, Stille und Gebet und schliesslich die familiäre Vertrautheit einer Gemeinschaft.

War Charles ein Missionar? Sicher nicht im klassischen Sinn. Er lebte im muslimischen Umfeld, oft war er der einzige Christ im Umkreis von hunderten von Kilometern. Im Kontext des Islam ist christliche Mission im klassischen Sinn nicht möglich. Charles wollte daher ein diskretes Zeugnis geben, und zwar durch sein konkretes Leben. Inmitten einer muslimischen Bevölkerung lebte er wie ein Mönch, aber nicht hinter Klostermauern. Die Menschen sollten erleben, dass er ganz und gar im Gebet verwurzelt ist. Die grosse Einfachheit seines Lebensstils sollte anschaulich machen, dass die Freundschaft mit Gott das Herz füllen kann, so dass es vieles andere einfach nicht mehr braucht. Charles wollte eine kleine Ordensgemeinschaft gründen, doch dazu kam es nicht. Er wurde in den Wirren des 1. Weltkriegs, man könnte fast sagen: aus Versehen erschossen. Damit war sein Projekt der Gründung einer Gemeinschaft endgültig gescheitert.

Fast 20 Jahre nach seinem Tod entstanden dann doch die ersehnten Gemeinschaften.

Was hat die Gründerinnen und Gründer fasziniert?

- Zum einen der Akzent von „Nazaret“: ein religiöses Leben führen und zugleich die normale Arbeit der Menschen und ihre Lebensbedingungen teilen.
- Prägend war auch der Wunsch von Charles de Foucauld, dorthin zu gehen, wo Menschen weit weg vom Evangelium sind. (etwa zu Nomaden in der Sahara oder ins Arbeitermilieu; oder auch zu Naturvölkern)



Ein intensives geistliches Leben, das war in der kath. Kirche vor dem II. Vatikanischen Konzil vor allem etwas, was dem sogenannten „geistlichen Stand“ vorbehalten war. Die Ordensleute und insbesondere die kontemplativen Orden waren sozusagen die Spezialisten eines spirituellen Lebens, das sie „in Stellvertretung“ für die normalen Leute zu leben versuchten. Denn wenn man „in der Welt ist“, wie man damals sagte, dann konnte man eben kein intensives spirituelles Leben führen. Alle Klöster hatten eine Klausur, die von der Welt abtrennte.

Die kleinen Schwestern und kleinen Brüder kannten keine Klausur mehr; sie leben mitten in der Welt. Und das auch noch an Orten, an denen man geistliches Leben am wenigsten vermutete: Als Fabrikarbeiter, in einem Wohnwagen unterwegs mit Zigeunern, in einer lauten Mietwohnung im Migrantenumfeld. Dass Papst Pius XII. diese neue Form von Ordensleben – noch lange vor dem II. Vatikanischen Konzil – gut hiess, kann heute noch als kleines Wunder gelten; vielleicht ist es dienlich für seine Heiligsprechung.

Diese neue Form von Ordensleben machte deutlich, dass geistliches Leben nichts Elitäres ist, sondern dass man mitten im Alltag spirituell leben kann. Die Gründerin der „Kleinen Schwestern Jesu“ Madeleine sagte: "Als 'betende Menschen mitten in der Welt' wagen wir zu sagen, dass das kontemplative Leben in den überfüllten Städten, im Lärm der Strassen sich ebenso gut entfalten kann wie in der Zurückgezogenheit eines Klosters."

Auch die Gemeinschaft, der ich angehöre, ist von dieser Grundidee geprägt. Unser konkretes Projekt in Leipzig ist ein kleiner Versuch, die Lebensweise von „Nazaret“ zu verwirklichen. Gerade das extrem säkularisierte Umfeld stellt für uns eine Herausforderung dar. Wir bemühen uns, inmitten von Menschen, die keinerlei Bezug zur Religion mehr haben, eine kleine Zelle des Glaubens und des Gebetes zu sein. Wichtig ist uns dabei, die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Menschen unseres Wohnviertels zu teilen. Wir sind Mitglieder der Wohnbaugenossenschaft, in der wir uns z.B. auch mit kulturellen Angeboten engagieren.

Ein weiteres Stichwort lautet: Apostolat der Freundschaft. Uns sind die Beziehungen zu Nachbarn oder Arbeitskolleginnen und Kollegen wichtig. Ich arbeite z.B. als Saisonarbeiter am Fliessband. Wir wollen nicht als Besserwissis auftreten, sondern ganz wie Charles de Foucauld die Kultur kennen und schätzen lernen, in der wir leben. Eine grosse Rolle spielt für uns die Gastfreundschaft. Zu unseren Gebetszeiten und Gottesdiensten kommen Leute aus unserem Viertel, manchmal auch Nichtgetaufte. Und das nicht nur, weil es hinterher für alle ein Abendessen gibt. Ich glaube eher, dass die Atmosphäre anziehend wirkt. Jeder und jede kann kommen, man kann sich beteiligen, es kommt beim Essen oft zu sehr intensiven Gesprächen. Ein Nachbar, auch nicht getauft, meinte einmal: Er fühlt sich in unserer Gemeinschaft wohl und fragt sich immer wieder, was das wohl ist,



was uns verbindet und zusammenhält. Denn wir vier Brüder unserer Gemeinschaft sind doch sehr verschiedene Typen. Und doch haben wir eine gemeinsame Basis, die wir „den Glauben an Gott“ nennen. Das ist für ihn eine Herausforderung, sich mit dem christlichen Glauben näher zu befassen. Wir betreiben keine Mission im klassischen Sinn. Wichtig ist für uns, das Leben mit den Menschen zu teilen. Dieses Mitleben ist keine Taktik. Freundschaft ist keine Strategie. Aber wie bei jeder Freundschaft kann es dazu kommen, dass sich der andere interessiert für das, was ich glaube. „Interesse“ heisst ja: Dazwischen sein. Ich bin mitten drin. Ich inkulturiere mich und lerne dadurch. Umgekehrt bringe ich etwas mit, das mir Kostbar ist. Und das werde ich dem oder der anderen nicht vorenthalten.

Und schliesslich werden *wir* immer missioniert durch die Menschen, mit denen wir unser Leben teilen. Wenn wir ins Evangelium schauen: Jesus bringt nicht den Glauben zu den Menschen, sondern er findet ihn dort vor. Und manchmal staunt er richtig: Einen solchen Glauben habe ich nicht einmal in Israel gefunden wie hier bei den Heiden. Und wenn ich mitten unter den „Heiden“ lebe, dann darf ich dort vieles entdecken und lernen.

Ich durfte gleich zu Beginn meiner Zeit in Leipzig eine Erfahrung machen, die mich tief bewegt hat. Ich war damit beauftragt, für unsere Gemeinschaft eine Wohnung zu suchen. Zufällig bekam ich den Tipp, mich an eine bestimmte Wohnbaugenossenschaft zu wenden, deren Vorstandsvorsitzender sich in sozialen Fragen sehr engagieren würde. Ich rief bei diesem an und sagte ungefähr folgendes: „Mein Name ist Andreas Knapp, ich bin Mitglied einer kleinen christlichen Gemeinschaft. Gemeinsam mit drei Kollegen wollen wir nach Leipzig-Grünau ziehen, um uns in diesem Viertel dann auch ehrenamtlich zu engagieren.“

Der Vorstandsvorsitzende reagierte prompt: „Herr Knapp, ich weiss was Sie brauchen. Sie brauchen eine 5-Raum-Wohnung und zwar im Erdgeschoss, damit Leute, die zu Ihnen kommen, nicht so viele Treppen steigen müssen. Ich werde Ihnen eine solche Wohnung suchen und Sie Ihnen für 1 Jahr kostenfrei zur Verfügung stellen.“

Ich war perplex und reagierte: „Herr X.Y. Ich glaube, Sie haben mich falsch verstanden. Wir werden sofort Arbeit suchen und wir haben auch noch Geldreserven, so dass wir die Miete zahlen können.“ „Nein, Herr Knapp, Sie bekommen die Wohnung ein Jahr lang kostenfrei. Das Ehrenamt muss man stützen.“

So kam es dann auch. Als ich beim Vorstand war, um den Mietvertrag zu unterschreiben, sollte der nicht auf meinen privaten Namen, sondern auf die Gemeinschaft laufen. Ich wurde gefragt: „Wie heisst denn der Verein?“

Ich sagte: „Kleine Brüder vom Evangelium“.



Der Mann begann zu schreiben. Dann schaute er auf und fragte: Wie schreibt man denn „Evangelium“.

Ich habe es ihm diktiert. Und zugleich war ich tief bewegt. Dieser Mann wusste nicht, ob man Evangelium mit f oder v schreibt. Aber er hat vom Evangelium Jesu schon ganz viel verstanden und gelebt. Da kommen vier Männer, ohne Arbeit. Sie wollen nach Grünau ziehen, in ein Viertel, das nicht den besten Ruf hat. Die sollen eine Chance bekommen! Wir bekamen diese Wohnung nicht nur ein Jahr, sondern mehrere Jahre mietfrei. Mir ist in dieser Episode deutlich geworden, dass das Evangelium in Leipzig von vielen Menschen gelebt wird, auch wenn sie noch nie etwas von den vier Evangelien der Bibel gehört haben. Und so habe ich gelernt, dass christliche Präsenz oder gar Mission immer ein Geben und Empfangen ist. Oft bin ich mehr beschenkt als diejenigen, den ich etwas bringen will.

Die Kontakte mit einer völlig nicht christlichen Bevölkerung hilft mir und meinen Kollegen, unseren eigenen Glauben tiefer kennen zu lernen. Wir lernen durch die Fragen der anderen. Das Zusammenleben und der ehrliche Austausch mit Menschen, die keinerlei religiöse Prägung haben, kann eine Herausforderung sein, zuallererst uns selbst zu bekehren. Vielleicht von manch subtiler Überheblichkeit; von der falschen Sicherheit, schon die richtigen Antworten zu haben; von der Arroganz, Gott besser zu kennen als die anderen. Wenn wir uns selber bekehren, dann gehen wir einen inneren Weg. Wir sind bereit zum Hören, zum Lernen, zur Veränderung. Eine solche Dynamik kann andere interessieren und faszinieren. Dann kann es zu Fragen kommen wie: Woraus lebst du? Was ist der Sinn deines Lebens? Wir reden dann von dem, was wir glauben und können anderen zeigen, was und wen wir lieben.

3. Theologie von Nazaret

Was ist der Ausgangspunkt unseres Glaubens? Ich meine das ganz wörtlich: Der *Punkt*, von dem unser christlicher Glaube ausging, ist: Nazaret. Denn von dort kommt Jesus. Das „von Nazaret“ ist fast so etwas wie dessen Familienname, der am Ende auch in der Kreuzesinschrift offiziell genannt wird. Dieser Name ist Programm: Das ganze Leben Jesu war nazarenisch geprägt und dies sollte auch auf seine Anhänger abfärben. Die ersten Jünger Jesu wurden von ihrer jüdischen Umwelt als Mitglieder einer Sekte wahrgenommen, die man die „Nazarener“ (Apg 24,5) nannte; erst beim Eintritt in die hellenistische Welt, für die der Name „Nazaret“ nichts sagte, wurden sie als „Christen“ bezeichnet.

Nazaret war ein kleines Dorf, in Galiläa gelegen, im Norden von Jerusalem. Die Geografie, das Klima und der Handel erlaubte dem Gebiet von Galiläa eine bescheidene wirtschaftliche



Entwicklung. Bei den Einwohnern von Jerusalem hatte dieses Gebiet keinen guten Ruf.

Die Galiläer waren als Bauern und Fischer bekannt. Weit vom Thron und Tempel entfernt, galten sie als rückständig, unzivilisiert, barbarisch, unheilig. Die armen Bauern konnten nur selten an den Wallfahrten teilnehmen. Sie kannten sich mit den religiösen Gesetzen nicht gut aus und konnten sie oft nicht befolgen. Ja, diese einfachen und religiös wenig gebildeten Menschen waren sogar von manchen heidnischen Einflüssen geprägt. Und schliesslich: Sie sprachen einen unverkennbaren Dialekt. Die Magd erkennt Petrus an seiner Sprache: „Du bist doch auch aus Galiläa, deine Sprache verrät dich.“

Zur Zeit Jesu hatte Nazaret vielleicht 400 Einwohner, ein armes Landdorf ohne gepflasterte Strassen und ohne öffentliche Verwaltungsgebäude. Die Bevölkerung musste 90 % ihrer Einkünfte als Tribut an Rom zahlen. Sie lebte in einer Situation der Unterdrückung und Ausbeutung – und des Widerstandes. Im Jahr 4 v. Chr. schlugen die römischen Legionen in Galiläa einen Aufstand nieder. Sie kreuzigten ca. 2000 Menschen nahe bei Jerusalem und legten die Stadt Sephoris, 10 km von Nazaret entfernt, in Schutt und Asche.

Jesus verbrachte den grössten Teil seines Lebens in Nazaret. Er war ein Mann des Volkes, einer von vielen, kein Überflieger. Ein Mensch ohne besonderen Namen oder Titel, der lange Jahre ein einfaches und verborgenes Leben führte. Die ersten dreissig Jahre des Lebens Jesu sind nicht aktenkundig. Für seine Zeitgenossen war Jesus der Zimmermann bzw. der Sohn des Zimmermanns. Der griechische Begriff „tekton“ meint eigentlich den „Bauhandwerker“. Von seinen Eltern in den Glauben eingeführt, erlernte er die einfache Frömmigkeit der „Armen“ und von da aus entdeckte er seinen Vater.

Mit dem Blickwinkel von Nazaret lernte Jesus das Leiden seines Volkes aus der Nähe kennen, die Ungerechtigkeiten, die Unterdrückung und die Ausgrenzung der Kranken, die als unrein betrachtet wurden. Er wurde mit der Arroganz der Reichen konfrontiert und mit der Last der römischen Unterdrückung mit ihren harten Steuern. Er erlebte von innen her, was es heisst, Nazarener zu sein, einer also, auf den man verächtlich herabschaute. Nicht von ungefähr fragte Natanael (Joh 1,46): Was kann aus Nazaret Gutes kommen?

Nazaret ist nicht nur ein geografischer Ort, sondern ein theologischer Ort, ja sogar ein spiritueller Lebensstil. Die Gegenwart Jesu in Nazaret ist kein Zufall, sondern entspricht der Option Gottes, der Mensch werden wollte unter den kleinen Leuten. Gott wurde Mensch inmitten der Welt der Armen, der Ausgeschlossenen, der Unbedeutenden. Das Wort ist Fleisch geworden, nazarenisches Fleisch und dieses Wort sprach galiläischen Dialekt.



Jesus führte in Nazaret ein ganz normales Leben, ein Leben wie so viele andere, monoton, anonym. Er lernte in der Schule des Lebens und fand dort auf dem Acker oder im Haushalt die Bilder für seine Gleichnisse: das Samenkorn, Weizen und Unkraut, das Senfkorn, die Vögel des Himmels und die Lilien des Feldes; der Sauerteig; eine Frau, die Geld verliert; der Hirt, der ein Schaf verloren hat; ein Sohn, der sein Vaterhaus verlässt und in der Stadt sein Geld verschleudert. Die Sklaven, die sich in Abwesenheit ihres Herrn betrinken.

In Nazaret lernte Jesus auch die Härte des Lebens kennen, eines Leben von Bauern, die säen und wenig ernten; die zuschauen müssen, wie im Weizenfeld Unkraut wächst. Ein Leben von Menschen, die etwas versprechen und nicht ausführen, die ihre Talente eingraben, die grosse Scheunen bauen und nicht daran denken, dass der Tod vor der Tür stehen kann.

Jesus spürte etwas von der Güte des Vaters, der regnen lässt über Gute und Böse, der seinem verlorenen Sohn verzeiht, der das verlorene Schaf sucht. Diese Grunderfahrung Jesu mit seinem Abba, hat er in Nazaret erlebt. Und auf dieser Erfahrung aufbauend konnte er prophetisch von einer neuen Welt Gottes reden, die nicht auf Reichtum, Ehre oder Macht gründet. Das Reich Gottes zeichnet sich vielmehr durch Selbstvergessenheit und den uneigennütigen Dienst an den andern aus, vor allem an den Armen und Ausgeschlossenen.

Die Erfahrung aus 30 Jahren Nazaret bildete den Kern der späteren Predigt Jesu und seiner Spiritualität. Man könnte sagen: Das Gute kommt aus Nazaret. Denn Nazaret prägte die Option Jesu, die vor allem eine Option für die Kleinen und Armen war.

Nicht die Hohepriester und die Frommen sind Gott besonders nah, sondern die Armen und Ausgeschlossenen. Es gilt in materieller wie in spiritueller Hinsicht: „Die Hungernden erfüllt er mit seinen Gütern und lässt die Reichen leer ausgehn.“

Jesu besondere Zuwendung zu den Armen und Ausgeschlossenen wurde ihm von den Schriftgelehrten und Hohepriestern seiner Zeit negativ ausgelegt. Es widersprach Gesetz und Tradition, widersprach ihrem Gottesbild und ihrem Kult. Die Spannungen mit den Autoritäten – religiösen wie zivilen – resultieren aus der nazarenischen Spiritualität Jesu. Dass er für sich selbst, einen armen Galiläer, der keine theologische Bildung besass und nicht zur Priesterklasse gehörte, eine besondere Nähe Gottes in Anspruch nahm, wurde ihm zum Verhängnis. Jesus wurde der Gotteslästerung angeklagt und zum Tod verurteilt.

Nach der Auferstehung Jesu werden die Jüngerinnen und Jünger aufgefordert, nach Galiläa zurückzugehen. „Dort werdet ihr ihn sehen.“ Der Auferstandene erscheint nicht auf der Zinne des Tempels, sondern in Galiläa, am Ort des Gewöhnlichen, im Alltag ihrer Arbeit, bei ihren Familien, bei den Verachteten, den Hinterwäldlern, bei den religiös nicht Koscheren, im Galiläa der Heiden.



Das ist der zentrale spirituelle Hinweis für die Suche nach dem auferstandenen Christus: Kehrt in euren Alltag zurück; geht an den Rand, zu denen, auf die man verächtlich herabschaut; geht in die Provinz, wo man nichts Spektakuläres erwartet. Dort werdet ihr ihn sehen. Nazaret bedeutet: Gott wirkt in den Bereichen unseres Lebens und unserer Geschichte, auf die wir selbst nicht stolz sind. Wo wir es nicht vermutet haben. Und schliesslich bedeutet Nazaret eine ganzheitliche Spiritualität. Es gibt keine Trennung zwischen dem religiösen und gesellschaftlichen Leben.

4. Die Heiligung des Profanen

Denn die urchristliche Erfahrung war genau dies: In Leben, Tod und Auferstehung des Wanderpredigers aus Nazaret begegnet uns weder bloss ein netter Mensch noch ein unnahbarer Gott, sondern ein göttlicher Glanz auf einem menschlichen Gesicht. Im Handeln Jesu war Gott selbst am Werk war. In seiner Predigt kam Gott selber zu Wort. Wer mit ihm an einem Tisch sass, nahm am Gastmahl Gottes teil. In der Person Jesu waren die Jünger irgendwie Gott höchstpersönlich begegnet. Der unnahbare Gott hat sich in einem konkreten Menschen berührbar gemacht. Die frühe Kirche formuliert diese Glaubenserfahrung in einem Bekenntnis: *In Jesus Christus ist Gott Mensch geworden*. Es wird somit betont: Jesus Christus ist durch und durch Mensch und zugleich wird durch ihn Gott gegenwärtig.

Dieser Glaube ist revolutionär in vielerlei Hinsicht. Denn in den klassischen Religionen gilt das Grundgesetz der *Trennung zwischen dem Heiligen und dem Weltlichen*. Diese beiden Bereiche werden klar geschieden. Es gibt das Heilige, *sacrum*, d.h. wörtlich das "Abgeschnittene, Ausgesonderte" und das "Pro-fanum", wörtlich: Das, was sich ausserhalb des Heiligtums befindet. Von unserem Empfinden her würden wir auch heute wohl noch sagen: Eine Kirche ist ein heiliger Raum. Aber eine Sporthalle ist profan. Oder: Die Natur, der Blick auf das Meer, ein Sonnenuntergang, dort erleben wir etwas Mystisches, etwas Heiliges. Aber die Betriebsamkeit, die Hektik einer Stadt – und selbst ihre Skyline ist etwas Profanes.

So wird es in den meisten Religionen gesehen. Es gibt heilige Orte und Zeiten und die Unterscheidung von kultisch rein und unrein, etwa in den Speisevorschriften. Auf diesem Hintergrund bedeutet der christliche Glaube eine Kulturrevolution. Denn Gott ist Mensch geworden und hat unter uns gelebt. In dem Bauhandwerker und Provinzler Jesus aus Nazaret war Gott ganz gegenwärtig.

Dass das Gesetz der Trennung von Heilig und Weltlich nicht mehr gilt, wird beispielsweise im Lukasevangelium schön ausgemalt: Der heilige Gott verweltlicht sich und kommt in einem Stall zur Welt. In der Geschichte von der Geburt Jesu wird von einem Engelchor erzählt. Der tritt nicht im goldglänzenden Tempel von Jerusalem auf, sondern auf der grünen Wiese zwischen einfachen



Hirten und blökenden Schafen. Durch die Menschwerdung Gottes kann alles Menschliche zu einem Ort werden, um Gott zu begegnen. Denn in Jesus von Nazaret hat Gott die menschliche Lebenswirklichkeit gewählt und bejaht.

Eine weitere Folge der Menschwerdung: *Gott ist nicht weltfremd. Und die Welt ist nicht gottlos.* Um Gott zu finden, muss der Mensch nicht mehr in die Ferne schweifen. Er braucht nicht nach oben zu schauen und sich nicht in Höhenflüge zu entrücken. Weltflucht führt auch von Gott weg. Denn christlich gesehen ist das ganz normale menschliche Leben das bevorzugte Gelände, in dem Gottes Spuren zu finden sind. Man braucht Gott nicht im Extravaganten zu suchen. Man braucht auch keine weiten Wallfahrten zu besonderen Heilern zu unternehmen oder sich in karge Ashrams zu flüchten. Es reicht, aus sich selber herauszugehen und den Mitmenschen zu begegnen, um ganz überraschend auf Gott zu treffen. Im Nächsten, vor allem aber im Bedürftigen und Unterdrückten begegnet der Anspruch Gottes. Um Gott zu finden, braucht es also nur eines: Menschlichkeit. Christlich gesehen ist gerade das alltägliche Leben eine Folie des Göttlichen, die es nur zu lesen gilt. „Gott ist da und ich wusste es nicht“, staunt schon der biblische Jakob. (vgl. Gen 28,16) Man kann hier an den berühmten Satz der Theresa von Avila erinnern, die meinte, man könnte Gott auch zwischen den Kochtöpfen finden. Und Ignatius von Loyola hat die Formulierung geprägt, dass wir Gott in allen Dingen finden können. Um das vielleicht an einem Beispiel nochmals deutlich zu machen: Mönche wie die Karthäuser oder die Trappisten stehen nachts auf, um zum Gebet zu gehen. Wenn nachts eine Mutter oder ein Vater aufsteht, weil ein Kind weint, dann kann das aus ein und derselben Haltung geschehen. Wir finden Gott im ganz konkreten Alltag, mit seinen Mühen, seinen Banalitäten, in der Müdigkeit und der Routine. Madeleine Delbrel schrieb einmal sehr schön: Warum sollte der Lerchengesang im Kornfeld oder das Summen der Bienen im Thymian unser geistliches Leben nähren können – und nicht auch die Schritte der Menschenmenge auf den Strassen, die Stimmen der Marktfrauen, die Rufe der Männer bei der Arbeit, das Lachen der Kinder im Park, die Lieder, die aus der Bar dringen?“ (vgl. 62f). Christliche Spiritualität bedeutet: Ich lebe im Bewusstsein, dass Gott mich mitten im Alltag liebevoll anschaut. Und ab und zu kann ich diesen Blick erwidern. Das nennen wir dann „Gebet“.



5. Gott im Alltag finden

Unser Glaube an die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus lädt uns ein, das Geistliche nicht in abgeschlossenen Tempeln oder an heiligen Stätten zu suchen, sondern im gewöhnlichen Alltag.

Durch die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus ist die gesamte Welt zum Tempel Gottes geworden. Zugleich aber bleibt der Abstand zwischen Gott und Welt bestehen. Wir sind in der Welt, zugleich aber nicht von der Welt.

Im Lauf der Kirchengeschichte gab es immer wieder Versuchungen, diese Spannung einseitig aufzulösen. Das eine Extrem würde bedeuten, die Kirche aus der Welt herauszunehmen, eine Kirche der Reinen zu bilden, ein exklusiver Club der Erlösten, ein christliches Ghetto. Das andere Extrem wäre der Versuch, die ganze Welt zur Kirche zu machen, ein Caesaropapismus, Thron und Altar in einem, ein christliches Abendland.

Vom Evangelium selber her ist zu sagen, dass die Spannung „in der Welt - aber nicht von der Welt“ nicht einseitig auflösbar ist, sondern in Gestalt und Sendung der Kirche gelebt und manchmal auch erlitten werden muss. Die frühen Christen deuteten ihren Ort und ihre Aufgabe in der Welt von dieser Spannung her. Ich zitiere aus dem Brief an Diognet, aus dem 2. Jhd.: „Die Christen unterscheiden sich nicht durch Land, Sprache oder Sitten von den übrigen Menschen. Denn nirgendwo bewohnen sie eigene Städte, noch bedienen sie sich einer abweichenden Sprache, noch führen sie ein auffallendes Leben. ... Obwohl sie griechische und barbarische Städte bewohnen, wie es einen jeden traf, und die landesüblichen Sitten befolgen in Kleidung und Kost sowie im übrigen Lebensvollzug, legen sie doch eine erstaunliche ... Beschaffenheit ihrer Lebensführung an den Tag. Sie bewohnen das eigene Vaterland, aber wie Hauslose. Sie nehmen an allem teil wie Bürger, und doch ertragen sie alles wie Fremde. Sie heiraten wie alle, zeugen und gebären Kinder; aber sie setzen die Neugeborenen nicht aus. Ihren Tisch bieten sie als gemeinsam an, aber nicht ihr Bett. Auf Erden weilen sie, aber im Himmel sind sie Bürger. ... Die Christen wohnen in der Welt, sie sind aber nicht von der Welt“.

In der frühen Kirche lebten also die Christen als Minderheit inmitten einer religiös pluralistischen Gesellschaft, ohne sich in ein Sondermilieu oder in eine abgekapselte Klausur zurückzuziehen. Zugleich lösten sie sich auch nicht in diese Gesellschaft hinein auf, sondern bemühten sich um einen alternativen Lebensstil. Origenes berichtet, dass die Christen die gesellschaftlichen Verpflichtungen radikal ernst nahmen. Zugleich entwickelten sie ein eigenes Profil: Es gehörte zur Prägung dieser Christen, dass sie einander unterschiedslos über Klassenschranken hinweg als Schwestern und Brüder bezeichneten und behandelten. Ihr Fürsorgesystem für sozial Benachteiligte oder ihr Netz für Arbeitsvermittlung erregte öffentliche Bewunderung. In Treue zur Bergpredigt



zählte auch die Gewaltfreiheit zum christlichen Profil. Dies zeigte sich etwa in der Weigerung, an Gladiatorenkämpfen und Tierhetzen teilzunehmen. Weil Gott in Jesus Christus Mensch geworden war, bemühten sich die frühen Christen, in jeden Menschen das Antlitz Christi zu erkennen und zu achten. Sie waren mitten in der Welt präsent und brachten dieser Welt zugleich noch eine andere Dimension, nämlich das Zeugnis für jenen Gott, der sich in Jesus von Nazaret ganz für diese Welt engagiert hat.

Die radikale Verweltlichung Gottes in der Menschwerdung Jesu Christi ist Zentrum unseres Glaubens und will auch unser Leben prägen. In einer schrumpfenden Kirche wächst leicht die Versuchung, dass die Gemeinde immer mehr um sich selber kreist. Kirchliche Gruppen laufen dann Gefahr, zu einem Ofen werden, der sich selber wärmt.

Das wäre aber ein Rückzug der Kirche in eine Binnenwelt. Das Ghetto der kirchlichen, vor allem auch der liturgischen Sprache etwa ist für viele Aussenstehende (und zunehmend auch regelmässige Gottesdienstbesucher) nicht mehr verständlich und also nichtssagend.

Die Kirche aber hat einen Auftrag für die Welt. Sie darf ihren eigenen „nazarenischen Dialekt“ sprechen, aber der muss für andere verstehbar sein.

Können wir von unserer Gottes-Erfahrung reden? Wann und wie hast du Gott erfahren? Wir merken, dass uns oft die Spucke wegbleibt und wir sprachlos sind. Uns sind die Bilder abhanden gekommen, um solche Erfahrungen sprachlich zu kommunizieren.

Die zentralen Erfahrungen unseres Lebens können wir mit Worten nie ganz angemessen ausdrücken. Wenn ich sagen will, was Liebe ist, so beginne ich, herumzustammeln und zu stottern. Und wenn ich gar jemandem meine Liebe erklären möchte, dann muss ich eingestehen: Du, ich kann das gar nicht richtig sagen, was ich für dich empfinde. Ich liebe dich mehr, als ich das mit Worten ausdrücken kann. Und wenn wir von unserer Beziehung zu Gott reden, geht es uns da nicht so ähnlich? Wie kann ich von meinem Glauben reden, ohne fromme Sprüche zu machen?

Ich stamme aus einer traditionell religiös geprägten Gegend und habe auch in Italien und Bolivien gelebt. Aber die Welt in Ostdeutschland ist mir im Blick auf die Religion sehr fremd. Denn vieles von dem, was mir wichtig ist, kann ich mit den Nachbarn oder Freunden nicht teilen. Wenn ein nichtreligiöser Bekannter zu uns zu Besuch kommt, fällt es mir schwer, ihm zu erklären, was die Kapelle in unserer Wohnung bedeutet. Vielleicht denkt man bei Kapelle nur an „Musikkapelle“. Was ist eine Kapelle? Ein Raum, in dem wir beten. Aber was ist Beten? Reden mit Gott? Kann man mit Gott reden? Wenn ich über meine religiösen Erfahrungen reden soll, verschlägt es mir die Sprache. Es fehlen mir einfach die Worte. Die Grenzen meiner Sprache sind die Grenzen meiner



Welt (Ludwig Wittgenstein).

Eine ganz andere Erfahrung machte ich in Bolivien, wo ich manchmal in einem Indio-Dorf "Beichte hörte". Die Leute sprachen nur Quechua, eine indigene Sprache, die mir unbekannt war. Ich begann den Beicht-Ritus auf Spanisch. Dann bekannten die Leute ihre Sünden auf Quechua. Am Schluss erteilte ich die Lossprechung auf Spanisch. Obwohl wir keine gemeinsame Sprache hatten, konnten wir uns verstehen. Denn wir waren im gleichen religiösen Kosmos mit seinen Riten und Erfahrungen daheim. Ich wusste, dass die Menschen ihre Sünden bekannten. Und die Leute wussten, dass ich von der Barmherzigkeit Gottes und von Vergebung sprach.

In Leipzig sprechen religiöse und nichtreligiöse Menschen deutsch. Und doch gibt es wesentliche Erfahrungen, die sie nicht miteinander austauschen können. Wie können wir von unserer Gottes-Erfahrung reden? Es käme darauf an, dass wir eine Sprache finden, die Menschen neu und ungewohnt anspricht.

Als Dichter versuche ich, einen kleinen Beitrag für die Suche nach einer sprachlichen Vermittlung religiöser Erfahrungen zu leisten. Meine Gedichte wollen ein tastender Versuch sein, die religiöse Sprachlosigkeit zu überwinden. Das ist mein Weg, um als Grenzgänger unterwegs zu sein.

Ein kleines Gedicht mit dem Titel:

Bekennnisfragen

glauben Sie
so wurde ich gefragt
an den lebendigen Gott
und ich antwortete
ich lebe davon
dass Gott an mich glaubt

und was halten Sie
von Jesus Christus
und ich antwortete
ich baue darauf
dass er mich hält

und was denken Sie
vom Heiligen Geist
und ich antwortete



dass er uns beide tief verbindet
mehr als wir uns denken können

(Andreas Knapp, Tiefer als das Meer, S. 68)

Die Frage, wie wir unseren Glauben vermitteln, geht uns alle an. Das Ghetto einer binnenchristlichen Sprache muss aufgebrochen werden. Und vielleicht sind die Theologen gar nicht immer die besten Sprachlehrer. Die Grenzgängerinnen und Grenzgänger sind Sie, die Sie unterwegs sind in den Feldern von Wirtschaft und Wissenschaft, von Psychologie und Politik, in Interessengruppen und Verbänden. Können Sie in Ihrer Sprache, mit den Begriffen und Bildern Ihrer Lebenswelten davon reden, wer Gott für Sie ist? Was es für Sie bedeutet, sich am Leben des Jesus von Nazaret zu orientieren? Das Forum hier ist eine grosse Chance, dass Menschen aus so unterschiedlichen Bereichen Sprechversuche zum christlichen Glauben machen. Ich wünsche uns eine pfingstliche Erfahrung: Dass wir in verschiedenen Sprachen davon reden können, was uns das Evangelium bedeutet. Und dass die Menschen, auf die wir dann zugehen, nicht den Eindruck haben: Sie sind voll des süssen Weines, sondern dass es uns gelingt, Nachdenklichkeit anzuregen, ehrliche und substantielle Kommunikation. Denn wenn wir von Gott reden, dann reden wir nicht von den Wolken, sondern von dieser Erde, von unserer Verantwortung, vom Staunen und vom Dank.